

Kap. 4: „Dahoam“

Leben und Arbeiten auf dem Lande

Nun denke ich, wird es Zeit, von meiner Familie und von zuhause zu erzählen. Bald nach Kriegsbeginn, Ende Oktober 1939 wurde ich in Dachau geboren und bin in Lauterbach, im Dachauer Hinterland, als ältester Sohn in einem kleinen Gütleranwesen aufgewachsen. Später sollten dann noch vier Brüder folgen.

Unser Hausname hieß „beim Gram“, was soviel wie „zum Graben“ bedeutet, also neben einem kleinen Bach, der oft versiegt war.

Der Vater war damals im Krieg und kam nur selten auf Heimaturlaub nach Hause. Darum war mein Großvater der unumschränkte Herrscher über das Hauswesen mit meiner Großmutter, meiner Mutter und mir und den sonstigen Hausgenossen: den sieben Kühen, zwei Ochsen, einigen Schweinen, ein

paar Hühnern und noch weniger Hasen, aber ziemlich vielen Katzen.

Opa war damals eine imposante Erscheinung mit einem gezwirbelten Schnurrbart, der sich täglich mit einem aufklappbaren Rasiermesser, das mit einem Lederriemen geschliffen wurde, unter verrenkten Armbewegungen rasierte, ohne sich jemals zu schneiden.

Trotz der schweren Bauernarbeit, wie Mistbreiten mit der Gabel, Getreide- und Grasmähen mit der Sense, riesige Fichtenwurzelstöcke mit der Axt zu Kleinholz zu verarbeiten, war er auch ein bemerkenswerter Feinmotoriker.

Trotz eines steifen rechten Zeigefingers, dessen Sehne er früher, als ein noch ungelinker Bauernknecht, beim Wetzen der Sense durchgeschnitten hatte, war er mit erstaunlichen Fähigkeiten ausgestattet.

Er konnte jeden Bierrettich längs in mindestens dreißig durchscheinende Blätter schneiden, ohne auch nur einmal auszurutschen, sodass sie dann, aufgefächert, mit Salz bestreut, auf einen Teller zum „Weinen“ gelegt werden konnten. Mir lief dabei, allein schon beim Zusehen, im Mund so viel Wasser zusammen, wie aus dem Rettich heraustropfte. Zum Rettich wurde dann, von der Großmutter gerührte Butter auf selbst gebackenes Brot gestrichen, und somit ein wahrhaft himmlisches Gericht aufgetischt. Die feinmotorischen Fertigkeiten meines Großvaters zeigten sich auch beim allabendlichen Dengeln der Sensen während der Heu- und Getreideernte. Man musste dabei sehr darauf achten, dass das Sensenblatt zwischen Dengelhammer und Amboss keine Scharfen bekam, was das Ende der teuren Sense bedeutete hätte.

Auch war er Meister beim Zerteilen von extra für ihn gebratenen Täubchen und beim Zerlegen einer anderen seiner Leibspeisen, dem Heringsbückling.

Opa war auch sonst ein echter Genießer. Er rauchte Zigarren, die er „Stumpen“ nannte. Kurz nach Kriegsende konnte man aber keine kaufen, und er wäre nie auf amerikanische Zigaretten ausgewichen, die auch nicht leicht zu bekommen gewesen wären. Also baute er selbst auf dem Acker Tabak an, erntete die reifen Blätter, und schickte sie, lagenweise verpackt, an eine Zigarrenfabrik seines Vertrauens. Dort wurden sie fachgerecht

fermentiert, zu Zigarren gerollt und zurückgeschickt. Er hat sie dann auch geraucht. Über die Qualität hatte ich jedoch nie etwas gehört und ich hätte das auch nicht beurteilen können, da ich sowieso nie eine hätte rauchen dürfen. Später hatte er seine „Stumpen“ dann doch lieber in unserer Kolonialwarenhandlung, wie die Kramerläden auch auf dem Lande damals hießen, gekauft.

Opa hatte dann später auch eine Vorliebe für Eisenlebkuchen, die er sich vor jedem Weihnachten in einer bunten Blechkiste aus Nürnberg hatte schicken lassen und aus der auch wir Kinder beschenkt wurden.

Aber nicht alles an Opa war nur positiv uns Kindern gegenüber. Leider konnte er auch manchmal recht grobmotorisch sein, wenn er während des gemeinsamen Mittagessens aus heiterem Himmel plötzlich den „Watschenbaum“ umfallen ließ, als wir Kinder mal wieder einmal vergessen hatten, während des Essens nicht reden zu dürfen, und seine knochige Hand einschließlich des steifen Fingers schmerzlich zu spüren bekamen.

Meistens war er aber doch recht kinderlieb, was wir älteren Buben vor allem an den Sonntagabenden empfanden, wenn er nach dem regelmäßigen Wirtshausbesuch, als er von vier bis sieben Uhr nachmittags beim Schafkopfen saß, jedem von uns eine kalte Weißwurst mitbrachte und die vor dem Zubettgehen noch gegessen werden durfte.

Nachdem wir zwei älteren Kinder schon etwas verständiger geworden waren, was hier bedeuten soll, dass wir schon komplexere Zusammenhänge im Dorfleben und Weltgeschehen zu verstehen glaubten, hat der Großvater uns viele Erlebnisse aus dem ersten Weltkrieg erzählt, als er nach Mazedonien eingezogen worden war. Dabei hatte er seine Berichte durch illustrierte Blätter, die er gesammelt und aufgehoben hatte, bildhaft mit grandiosen Schlachtengemälden untermauern können. Leider sind diese Illustrierten später, nach seinem Tod, auf dem Dachboden den dort hausenden Mäusen zum Opfer gefallen, was wir dann sehr bedauerten.

Wir hatten eine Muttersau im Stall stehen und die bekam in regelmäßigen Abständen Junge. Sobald die Ferkel eine Woche alt waren, wurden die männlichen kastriert, damit sie später keinen „Ebergeruch“ im Fleisch entwickeln konnten, das geschah aber ohne Narkose und war sehr schmerzhaft aber allgemein üblich. Diesen Eingriff besorgte der Schwager meines Großvaters aus Puchschlag. Nach dem blutigen Werk, bei dem wir nicht zusehen wollten, aber leider doch die Schmerzensschreie der Ferkel mit bekamen, setzten sich die beiden Schwager zusammen und unterhielten sich den ganzen Nachmittag über Belange der örtlichen und der Weltpolitik.

Opas Schwager war erster Bürgermeister in Puchschlag und er zweiter Bürgermeister in unserem Dorf und deshalb mussten die Gespräche über die Bürger in beiden Dörfern wohl authentisch sein. Vom Hörensagen glaubten wir bald die Eigenheiten aller Bauern aus Puchschlag zu kennen, ohne jemals einen von ihnen zu Gesicht bekommen zu haben.

Beim Zuhören wollten wir Buben es aber nicht belassen und so wagten wir es, hin und wieder zu fragen, was sich die beiden alten Herren durchaus gefallen ließen und uns die Antworten auch nicht schuldig blieben.

Wir hatten nur nicht mit unserer Großmutter gerechnet, die nicht duldete, dass wir Kinder uns mit den Alten unterhielten. Sie kam in die Stube gestürmt und verjagte uns mit den Worten, Kinder dürften erst reden, wenn der Ofen würde gehen können und Gänse würden urinieren können (auf bairisch: „erst wenn da Ofa geht und de Gens soacha“)

Und damit bin ich bei meiner Großmutter, einer Frau, bei der sich viele Geister schieden. Bevor sie meinen Großvater heiratete, war sie mit einer tragbaren Nähmaschine auf dem Rücken auf der „Ster“ gewesen und von Bauernhof zu Bauernhof gezogen, um dort tagelang Hemden, Hosen und Kleider zu nähen. Dabei hatte sie auch alle Neuigkeiten in und zwischen den Dörfern aufgeschnappt und dann auch überall weitererzählt. Das war aber nur eine ihrer vielen Fähigkeiten, die sie zweifelsohne hatte.

Durch diese „Kuriertätigkeit“ zwischen den Dörfern, Einöden und Weilern in der näheren Umgebung, die sie regelmäßig zum Nähen aufsuchte, kannte sie nahezu alle Leute einschließlich deren Verwandtschaftsbeziehungen, was sie zu einer unerschöpflichen Quelle für manchen Ratsch zwischen neugierigen Nachbarn machte.

Außerdem war sie eine begnadete Köchin von Mehlspeisen aller Art. Mit besonderer Hingabe und beinahe schon Leidenschaft hat sie einmal in der Woche Dampfnudeln (bairisch: „Bansen“) zelebriert. Im wahrsten Sinne dieses Wortes hatte sie die rohen Teigkugeln dicht nebeneinander in einen riesigen Topf auf dem Herd in Butterschmalz geschlichtet, den Deckel aufgesetzt und einen nassen Spüllappen um ihn geschlungen. Sie hatte dann auf einem Stuhl neben dem Herd Platz genommen, ein Ohr möglichst nahe an den heißen Topf gehalten um während des Kochens alle Regungen im Topf akustisch verfolgen zu können.

Sobald irgendwo aus dem umwickelten Spüllappen Dampf entweichen sollte, wurde das augenblicklich energisch unterbunden durch festes Andrücken des Lappens um ein Zusammenfallen der Dampfnudeln zu verhindern. Während dieser höchst kritischen Kochphase war es absolut zu vermeiden sie zu stören, und vor allem nicht durch ein törichtes Kindergeschwätz.

Erst als die fertigen, riesig aufgeblähten, herrlich duftenden Dampfnudeln mit ihrer köstlichen Kruste (bairisch: „Ramme“) auf die bereitstehenden Teller verteilt waren, durfte wieder mit der vor Aufregung schwitzenden Oma verbal Kontakt aufgenommen werden.

Ihre Kochkünste konnte die Oma auch beweisen an Apfel- und Millirahmstrudel, an Apfelkücherln, meiner Leibspeise, an Schmalznudeln, die mit selbst eingelegtem rohen Sauerkraut verzehrt wurden und an „Freitagsstecken“, fingerdicken Kartoffelnudeln.

Eine meiner schönsten Kindheitserinnerungen sind verbunden mit vormittäglichen Brotzeiten auf den Getreidefeldern zur Erntezeit.

Wir: Opa, Vater, Mutter und wir zwei heranwachsenden Kinder hatten bereits einige Stunden gearbeitet, jeder nach seinen Fähigkeiten, also Getreide geschnitten, Garben gebunden und diese zum Trocknen zu „Manderln“ zusammengestellt, als die Oma mit einem Korb erschien. Dieser war voll von

noch heißen Frühkartoffeln, die sie vor einer Stunde auf dem Acker ausgegraben, und nach dem Kochen in Tücher eingeschlagen hatte. In einem Milchgeschirr brachte sie frische Buttermilch mit darin schwimmenden Butterkugeln.

Mit keiner anderen Speise auf der Welt hätte ich damals tauschen wollen, und mir scheint, auch jetzt, nachdem ich in vielen Herren Ländern gewesen bin und die köstlichsten Gerichte gegessen habe, würde es mir noch genau so ergehen.

Freilich, an eine regelmäßig an Samstagen aufgetischte Speise konnten wir Kinder uns nicht gewöhnen, anders ausgedrückt, denken wir jetzt noch mit Grausen zurück. Das waren die „geselchten Fleischknödel“, in denen die Oma Schwarten und die nicht mehr frisch riechenden gelblichen Speckkränder der sonst gut schmeckenden selbst geräucherten Schweineschinken versteckte.

Es musste eben damals alles verarbeitet werden, auch das was wir heute als Abfall betrachten, ebenso war auch oft notdürftig vom Schimmel befreites Brot in Brotsuppen verwendet worden.

Oma war auch bekannt für ihre derben Sprüche. Wenn wir Kinder sie fragten, wie spät es sei, hätte sie antworten können: „schaut doch selbst auf die Uhr“, nur das tat sie nicht. Stattdessen, je nach Laune, entweder:

„Dreiviertel Arschbacka, wennst was wuist, kannst da was rohacka“ (auf hochdeutsch: „Dreiviertel von meinem Hinterteil, falls dir es gefällt, kannst du dir ein Stück davon abschneiden“) oder noch besser:

„ A dreiviertel Weidling voi, wennst neischeißt is er ganz voi“ (ein dreiviertel eines irdenen Gefäßes voll – das zum Zubereiten von „gestöckelter Milch“, also Joghurt, verwendet wurde -, wenn du hinein machst, dann ist es ganz voll). Diese Sprüche hat sie später, als alte, leicht bigott gewordene, Frau geleugnet, je von sich gegeben zu haben, nur wir Kinder wussten das eben immer noch.

Um ihr Seelenheil war Oma schon immer sehr besorgt gewesen und wir sollten ihr so gut wie möglich dabei helfen indem wir gemeinsam mit ihr möglichst viel beten sollten. Sie glaubte, uns zum Einschlafen am Abend im Schlafzimmer besuchen zu müssen, angeblich, dass wir uns vor der Dunkelheit nicht fürchten sollten. Sie blieb solange auf einem Stuhl neben unseren Betten sitzen um Rosenkränze zu beten, einschließlich ganzer Litaneien. Doch damit nicht genug: Für jeden gefallenen oder vermissten Krieger aus ihrer großen Bekanntschaft musste noch ein eigenes Vaterunser angehängt werden.

Ursprünglich sollten wir laut mitbeten, aber bald musste sie feststellen, dass wir offensichtlich eingeschlafen waren, was wir durch lautes Schnarchen beweisen wollten und sie verließ unser Schlafzimmer. Wir hatten unser Schlafen aber nur vorgetäuscht, obwohl das mit unserem katholischen Gewissen nicht ganz vereinbar war, aber gemeinsam begangene Sünden, so dachten wir, zählten nur halb für jeden. Wir hatten dann einige Zeit unsere jeweiligen Tageserlebnisse ausgetauscht, bis wir dann endlich doch einschliefen.

Aber Oma konnte doch auch recht hilfreich sein.

Da sie früher Störnäherin war, konnte sie für uns Kinder Hemden, Schürzen und Hosen nähen. Als wir gerade erst gehen konnten, wurden für uns Buben

auch Röcke angefertigt, weil man darunter leichter die Windeln wechseln konnte.

Auch half sie uns während unserer Schulzeit, Gedichte auswendig zu lernen oder Texte für unsere Theateraufführungen zu memorieren.

Zu einem Weihnachtsfest hatten wir ein Spielmagazin geschenkt bekommen und Oma spielte mit uns gerne daraus „Mensch ärgere dich nicht“, Dame, Halma und vor allem Mühle. Dabei hatte sie eine Strategie entwickelt, sehr schnell eine „Ficklmühle“ (Zwickmühle) zu installieren, die uns hoffnungslos verlieren ließ. Als wir jedoch eines Tages hinter ihre Schliche gekommen waren und den Trick auch beherrschten, hatte sie jede weitere Lust am Mühlespielen verloren.

In ihrer oftmals negativen Beurteilung einiger unserer Nachbarn und vor allem der Flüchtlinge, die bei uns Unterschlupf gefunden hatten, war sie nie einig mit meiner Mutter, da diese ein großes Herz für alle Lebewesen, Menschen wie Tiere hatte und immer nur das Beste von ihnen hielt und auch viel für sie tat.

Meine Mutter war die zweite Tochter meines mütterlichen Großvaters, dem größten Bauern in der Gemeinde gewesen. Er war bis zur Machtergreifung der Nationalsozialisten auch erster Bürgermeister und ist dann als entschiedener Gegner des neuen Regimes aus dem Amt gejagt und durch einen willfährigen „Nazi“ ersetzt worden.

Meine Mutter hatte meinen Vater, einen kleinen Gütlerssohn nicht standesgemäß aber wohl aus Liebe geheiratet. Sie waren, nach Hochzeitsbildern zu urteilen, ein hübsches Paar gewesen.

Als Heiratsgut hatte sie einige Tagwerk landwirtschaftlichen Grund mit in die Ehe gebracht und so den bescheidenen Besitz meines Vaters vermehrt. Eigentlich hatte sie Lehrerin werden wollen aber dann doch auf ihrem väterlichen Hof neben ihrer älteren Schwester die Organisation des umfangreichen Stallwesens übernommen.

So hatte sie eine fast liebevolle Beziehung zu den Kühen entwickelt, die so weit ging, dass sie bei jeder Geburt eines Kälbchens mit der Mutterkuh körperlich und seelisch mitgelitten hatte.

Nach ihrer Heirat hatte sie auf dem Hof ihres Mannes nur wenige Kühe zu versorgen aber zweimal am Tag zu melken. Die Milch wurde täglich an ein Milchwerk in Dachau abgeliefert und trug damit zum kärglichen Gelderwerb der kleinen Landwirtschaft bei. In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde aber ein großer Anteil der Milch für ein paar Pfennige pro Liter an Flüchtlinge und Dorfbewohner verkauft, die selbst keine Kühe hielten.

Oft habe ich damals mitbekommen, dass einige Bedürftige, die den ohnehin niedrigen Preis nicht zahlen konnten, auch kostenlos, ohne großes Aufsehen, ihre mitgebrachte Milchkanne vollgeschenkt bekamen.

Diese uneigennützig und großzügige Geste wurde gerne angenommen und später, beim Tod meiner Mutter, auch sehr gewürdigt. Viele der damaligen Nutznießer waren zu ihrer Beerdigung gekommen, die, wie üblich auf dem Lande, während der Woche am Nachmittag stattfand, und sie dafür einen Tag unbezahlten Arbeitsurlaub nehmen mussten.

Unsere Mutter, die im Laufe ihres Ehelebens fünf Söhne geboren hatte, war eine herzensgute und allseits geschätzte Frau gewesen.

Die Sorge um ihre Kinder hatte ihr manchmal seelisch und körperlich sehr zugesetzt, wobei ich mit meiner fordernden, umtriebigen und oft unüberlegten Art viel dazu beigetragen hatte. Dazu aber später.

Das Tagwerk meiner Mutter war angefüllt mit Arbeit von früh bis spät, werktags wie sonntags, denn Kühe, Schweine und Hühner mussten täglich versorgt werden und auch die Feldarbeit war zu erledigen. Bevor wir keine Milchkühe mehr im Stall hatten, war an Urlaub für die Eltern nicht zu denken. Nur einmal in der Woche, am Freitagabend gingen sie zur Chorprobe des Kirchenchores „Liedertafel Lauterbach“, damit am Sonntag während des Gottesdienstes keine falschen Töne zu hören sein sollten. Oft musste die Mutter am Sonntagvormittag aber zuhause bleiben um das Mittagessen vorzubereiten.

Als wir dann nach der Sonntagsmesse heimgingen, wehte uns schon mehr als hundert Meter vor unserem Haus ein unwiderstehlicher Duft von Schweinebraten und Gurkensalat entgegen, sodass wir unsere Schritte beschleunigten. Manchmal gab es auch Kalbsnierenbraten und Sauerbraten mit verschiedenen Beilagen. Hühner wurden erst nachdem sie keine Eier mehr legen konnten, zu Hühnersuppe verarbeitet, die wegen des oft zähen Fleisches nicht so beliebt war.

Ganz allgemein war meine Mutter für Fleischspeisen zuständig. Wie bereits erwähnt, hatte die Oma bisher in einem eher ärmlichen Haushalt gelebt, wo fast nur Mehlspeisen verzehrt wurden, während Mutter aus einem begüterten Bauernhof stammte, in dem öfters Fleisch auf den Tisch kam. Außerdem hatte meine Mutter eine Haushaltungsschule besucht und dort auch das Kochen feinerer Gerichte gelernt.

Allerdings kam auch bei uns nur sonntags Fleisch auf den Tisch. Da wir während des Krieges und noch einige Jahre danach Selbstversorger waren, waren Gerichte aus frischem Schweine- Kalbsfleisch oder Rindfleisch nur unmittelbar nach dem Schlachten verfügbar. Zur Weihnachtszeit wurde regelmäßig ein Schwein geschlachtet, Rinder oder Kälber wurden aber nur gehalten um sie an Viehhändler im Zwischenhandel zum Weiterzüchten oder an Metzger zum Schlachten zu verkaufen. Sie stellten eine wichtige Einnahmequelle dar, um Investitionen in der Landwirtschaft vornehmen zu können oder aber notwendige Konsum- und sonstige Verbrauchsgüter zu erwerben. Ganz selten, bei Notschlachtungen, hatten wir selbst Rindfleisch für unsere eigene Küche zur Verfügung.

Da Tiefkühltruhen in der Nachkriegszeit noch nicht auf dem Markt waren, musste das geschlachtete Schweinefleisch und die Innereien anderweitig haltbar gemacht werden. Fleisch wurde eingepökelt und dann entweder im eigenen Kamin geräuchert oder als Surfleisch weiter verwendet.

Fleischabfälle, Innereien und Blut wurden zu Wurstwaren verarbeitet und dann geräuchert oder in Dosen haltbar gemacht. Für uns Kinder war so ein Schlachttag höchst aufregend und abenteuerlich. Wir bedauerten wohl das Schwein ob seines frühen Tods aber wir wussten auch, dass dieser zum Überleben der Familie notwendig war. Diskussionen bezüglich rein vegetarischer Lebensweise waren noch nicht denkbar.

Ich kann mich noch gut an die fertig geräucherten Leber- und Speckwürste, auch an weißen und roten Presssack erinnern, wie sie im Vorraum zum Schlafzimmer meines Bruders und mir an langen Stangen aufgehängt waren

und zu den dort auch in Holzsteigen lagernden Äpfel in Duftkonkurrenz traten.

Konservierung der Lebensmittel war im Vergleich zu heute ein echtes Problem gewesen, da saisonbedingt, vor allem für die kalte Jahreszeit vorgesorgt werden musste. Fast alle Menschen auf dem Dorf waren damals Selbstversorger. Um notwendige Vitamine auch im Winter zur Verfügung zu haben, wurde Sauerkraut eingelegt, allerlei Gemüse- und Obstsorten eingeweckt, Äpfel und Birnen, Kartoffeln, gelbe und rote Rüben eingelagert, Eier eingekalkt. Als Getränke wurden selbst gekeltern Obstsäfte, Obst- und Beerenweine in Flaschen gezogen oder großen Glasballons aufbewahrt. In der warmen Jahreszeit konnte man Gemüse und Obst direkt vom eigenen Garten oder Acker frisch holen und gleich verarbeiten.

Sehr beliebt zum Durstlöschern im Sommer war ein Gemisch aus Süßstofflimonade und einigen Spritzern des selbst vergorenen Johannisbeerweins zur Geschmacksverbesserung.

Auch wir Kinder durften davon probieren, da der Alkoholgehalt zu vernachlässigen war. Ein Glasballon dieses geringprozentigen Weines stand bei uns das ganze Jahr über in der Speisekammer und die Flüssigkeit wurde bei Bedarf mithilfe eines angesaugten Gummischlauches entnommen. Mein kleiner Bruder hat das unbeobachtet auch einmal versucht und buchstäblich den Mund zu voll genommen, sodass er, betäubt vom Alkohol, zu Boden fiel. Unsere Oma hat das aber noch rechtzeitig bemerkt und ihn mit einem nassen Spüllappen, den sie immer schnell zur Hand hatte, aufgeweckt.

Man lebte also in einem Garten Eden, jedoch nicht ohne etwas dafür tun zu müssen, also nicht im Schlaraffenland, wo man die Hände ruhig in den Schoß legen kann. Die Arbeit im Garten und auf den Feldern war hart.

Eltern und Großeltern waren den ganzen Tag, von früh am Morgen bis oft spät in die Nacht gefordert, aber auch wir Kinder mussten schon früh, unseren Fähigkeiten und Kräften entsprechend, mithelfen.

So mussten wir sowohl im Haus, im Stall, auf dem Felde und im Garten bestimmte uns aufgetragene Tätigkeiten verrichten.

Im Haus Feuerholz holen, Tisch decken, Geschirr spülen, abtrocknen und einräumen, die Katzen mit Milch versorgen, Schuhe für alle Familienmitglieder reinigen und putzen. Aus der Scheune musste Heu für die Kühe, Ochsen und Kälber im Stall geholt, mit acht Jahren auch schon ausgemistet und frisches Stroh eingestreut werden. Auf dem Acker im Frühjahr waren Kartoffel zu legen, Runkelrüben zu hacken, d.h. von Unkraut zu säubern, im Frühsommer Heu mit dem Holzrechen zu wenden. Zur Erntezeit durften wir die Ochsen führen und ihnen die Fliegen und Bremsen von den Augen fernhalten, wobei einem oft der wedelnde Ochsenschwanz ins Gesicht getroffen hatte und man auch Opfer der großen Pferdebremsen wurde, Garben zu „Manderln“ aufrichten, später auch Garben binden und sich dabei blutige Hände holen, weil Handschuhe dazu nicht geeignet waren. Im Herbst waren Kartoffel zu klaben, Kühe zu hüten und später auch Mist zu breiten.

Die harte aber auch vielfältige Arbeit, die ich und meine Brüder leisten

mussten, hatte uns nicht geschadet, sondern uns im Gegenteil vielfach genutzt auch in ganz anderen Berufen, denen wir dann nachgegangen sind. Man soll also nicht denken, wir wären zu ausbeuterischer Kinderarbeit heran gezogen worden und hätten eine freudlose Kindheit verbracht. Genau das Gegenteil ist der Fall.

Viele meiner Altersgenossen, die nicht in einem landwirtschaftlichen Anwesen aufgewachsen waren, mussten nicht hart arbeiten, ich habe sie aber nur selten beneidet, wenn sie stattdessen den ganzen Tag Fußballspielen oder zum Baden fahren durften.

Zum Fußballspielen hatten mein Bruder und ich wegen der vielen Arbeit nur am Sonntag nach dem Rosenkranz Zeit, nur dumm, dass wir auf dem Sportplatz vor der Schule dann die einzigen waren, da unsere gleichaltrigen Freunde sich bereits während der Woche ausgetobt hatten und sonntags offensichtlich zu müde waren. Das tat aber unserem Bewegungsdrang keinen Abbruch, wir hetzten mit oder ohne Ball stundenlang zwischen den Toren hin und her. Manchmal hatten wir aber auch die eine oder andere Stunde Zeit, wochentags uns mit den Freunden auf dem Fußballplatz zu treffen, nur durften wir den Pfiff unseres Vaters nicht überhören, der dann oft unvermutet über das halbe Dorf hinweg zu uns heraufdrang, um uns zu einer unaufschiebbaren Arbeit nach Hause zu beordern. Schleunigst mussten wir dann unter dem schadenfrohen Johlen unserer Altersgenossen den schnellsten Weg heimwärts antreten. Absichtliches Taubstellen wäre nicht ratsam gewesen, da es sich in schmerzhaften Konsequenzen ausgewirkt hätte.

Zum Baden zu gehen war verbunden mit einer Radfahrt ins benachbarte Palsweis, wo wir im aufgestauten Wasser der Maisach vor dem Wehr einer Mühle genug stehendes Wasser zur Verfügung hatten um gefahrlos schwimmen zu lernen. Hier, am „Ablass“, durften allerdings nur Buben verkehren, andererseits war es uns strikt verboten, sich in der Nähe der flussabwärts liegenden „Mädchenbrücke“ aufzuhalten. Geschlechtertrennung war also nicht nur in der Kirche strenges Gebot.

Da wir uns meistens im Freien aufgehalten hatten, entweder bei der Landarbeit oder im Sport, hatten wir auch alle eine gesunde Gesichtsfarbe, ganz im Unterschied zu vielen heutigen Kindern, die als „Grottenolme“, in Kellern oder abgedunkelten Zimmern am Computer hocken. Ihre bleichen Gesichter laufen aber dann puterrot an, wenn sie hektisch in Cyberschlachten und simulierten Autorennen den Blutdruck hochtreiben.

Ich muss wohl, nach heutigen Maßstäben, bereits als kleines Kind hyperaktiv gewesen sein, immer auf Achse und ständig am Herumrennen. Mein Opa verglich mich deshalb mit einem Rennpferd, während er meinen kleinen Bruder nur mit dem Brandmal eines Ackergauls bedachte. Später mutierte mein Bruder aber zu einem eleganten Tennisspieler und einem Golfspieler mit beachtlichem Handicap, während ich nur mehr Spaß am Wandern zeigte.

Natürlich durften wir als kleine Kinder auch spielen und hatten tolles Spielzeug besessen.

Noch im Krieg hatte unser Vater in Russland, während der langen Abende ohne direkte Feindbedrohung, die es dort auch gab, genügend Zeit gefunden, für uns zwei Kinder Spielzeug zu basteln. Unter anderem hatte er kleine Windmühlen aus Holz geschnitzt, die, auf zwei Rädern montiert, mit einem Stock zum Schieben ausgestattet, ihre Flügel rotieren lassen konnten. Diese brachte er auf einem Heimaturlaub zu Weihnachten mit nach Hause, und wir waren begeistert, dass uns das Christkind so etwas schönes geschenkt hatte. Damit nicht genug, irgendwoher hatte er einen detailgenauen Bahnhof mit der Aufschrift „Kirchberg“ mit Holzlokomotive und einigen Kurswagen organisiert, die uns Kinder lange Freude bereiteten bis einer unserer nachgeborenen Brüder wissen wollte, ob sich innerhalb des Bahnhofs Menschen befänden und ihn dann unsachgemäß zerlegte.

Vater hatte bereits als junger, noch unverheirateter Mann, auch Weihnachtskrippen gebaut und eine Bethlehemgrotte entworfen, in der die Geburt Christi stilgerecht, bestückt mit kleinen Gipsfiguren, dargestellt ist. Diese Krippe hat er unserer Lauterbacher Kirche gestiftet und sie wird immer noch, zu jedem Weihnachtsfest, aufgestellt. Außerdem hatte er noch ein Nazarethhaus im alpenländischen Stil gebastelt, vor dem Jesus als Zimmererlehrling seinem Ziehvater Josef beim Zusammenbauen eines Dachstuhls hilft.

Teddybären waren bei uns auf dem Lande noch nicht bekannt und ich wollte unbedingt als Fünfjähriger eine Puppe zu Weihnachten haben, wie einige Mädchen in der Nachbarschaft, das war aber total ausgeschlossen. Nur ich bestand mit Vehemenz darauf und ähnlich, wie ich mich auch später immer wieder durchsetzte, bekam ich eine Puppe, nur keine Mädchenpuppe. Eine meiner Tanten war Näherin und fertigte mir eine Bubenpuppe an, der ich den Namen „böser Bub“ gab. Oft, wenn ich etwas angestellt hatte und dafür vom Vater bestraft wurde, habe ich den „bösen Buben“ für meine Untat verantwortlich gemacht, und ihn meinerseits den Hintern versohlt.

Als lebende Spielgenossen hatte ich schon als Zweijähriger einige Katzen, die sich mit mir auf dem Küchenboden herumbalgt.

Später haben wir uns dann unsere eigenen Spielzeuge gebastelt, wie kleine Pfeiferl aus Saft ziehenden Haselnussruten oder Böller aus Holunderästen, mit denen man kleine Wergkugeln verschießen konnte. Auch „Schussern“ war sehr beliebt, wobei man kleine farbige Tonkugeln mit dem Zeigefinger anschnippte um damit den Schusser eines Mitspielers zu treffen, der einem dann gehörte. Zum Spielende verglich man dann die Anzahl der Schusser miteinander um den Sieger festzustellen. Auf Dauer machte das aber keinen Spaß mehr, immer nur mühsam, Schusser für Schusser einzuheimsen, und so entsann mein Bruder eine neue Spielregel, indem er unserem Nachbarsbuben raten ließ, wie viele Schusser er in seiner rechten Hosentasche hatte. Würde er die Zahl genau erraten, bekäme er dann alle diese Schusser meines Bruders, andernfalls müsste er eben die Zahl, die er vorgeschlagen hatte, von seinen Schussern meinem Bruder aushändigen. Arglos ging dieser auf die neue Spielvariante ein und verlor im Laufe von wenigen Minuten alle seine Schusser und lief laut jammernd nach Hause. Mein Bruder hatte aber nicht lange Freude an seiner Beute, kam doch

innen einer Stunde der Vater des Nachbarbuben und schimpfte meinen Bruder vor den Augen unseres Vaters zusammen. Das Ergebnis erschöpfte sich nicht nur in der Herausgabe der erschwindelten Schusser, sondern endete in einer Tracht Prügel für meinen Bruder, die er von unserem Vater bekam.

In den rauen Nachkriegsjahren war die Prügelstrafe ein legitimes, probates und allgemein geübtes Züchtigungsmittel und noch nicht als verwerfliche Fehlleistung der Erziehung betrachtet worden. Von ihr wurde reichlich Gebrauch gemacht durch die verschiedensten Erziehungsberechtigten, meist männlicher Natur, wie Vater, Großvater, Pfarrer und Lehrer. Aber manchmal hatten sich auch Nachbarn, deren Frühäpfel man geklaut hatte, dazu berufen gefühlt, damit ihr Eigentumsrecht zu demonstrieren. Von Frauen, z.B. Lehrerinnen, die diese Erziehungsmethode angewandt haben sollten, habe ich damals noch nichts gehört, wohl aber später, als mir meine Freundin immer noch empört von manchen Nonnen erzählte, die in Klosterschulen ein strenges Regiment führten und auch mit dem zum Schlagwerkzeug missbrauchten Zeigestab nicht zimperlich umgingen. Von der körperlichen und der Erziehung förderlichen Wirkung der Prügel war man fest überzeugt, außer Stock oder strafende Hand hatten ihr Ziel verfehlt, wenn man sich blitzschnell dem Zugriff entzogen hatte. Meine Oma hat das in ihrer kurzen und prägnanten Sprache so formuliert: „koa Stroach is umsonst gwen, außer er is daneben ganga“.

Als Züchtigungsmittel war am beliebtesten die Hand, weil sie jederzeit und spontan zur Verfügung stand. Andere Vollstreckungsmittel, wie „Tatzenstecken“, Rohrstöcken aus Bambus, „Ochsenfiesel“ und auch Vollgummischläuche wurden meist erst dann eingesetzt, nachdem das Urteil eines Strafgerichts gefällt worden war.

Während meiner Schulzeit ab 1945 wurde die Prügelstrafe in unserer Schule in Lauterbach nicht mehr praktiziert. Nur einmal konnte ich mich an einen Fall erinnern, in dem sie aber nur symbolisch angewendet wurde. Ein betagter Lehrer - unmittelbar nach dem Krieg wurden kurzzeitig auch pensionierte Pädagogen eingesetzt - besaß einen kleinen Stock, vermutlich einen Taktstock. Neben dem Dirigieren bei Chorübungen wollte er ihn auch zur Bestrafung eines unbotmäßigen Schülers einsetzen. Er legte diesen über seine Knie, hob dessen Hose an, sodass diese eine vom Hintern abstehende Falte bildete, und hieb theatralisch auf diese ein, ohne jemals bis auf den empfindlichen Hosenboden durchzudringen. Das Ergebnis war verheerend, nämlich ein schallendes Gelächter der anderen Schüler und ein ungläubiges Staunen des Delinquenten, sodass diese Prozedur ab diesem Zeitpunkt nicht mehr zur Anwendung kam.

Von einigen meiner späteren Freunde habe ich freilich erfahren, dass in manchen Schulen in der Stadt und vor allem auch in Pensionaten die Prügelstrafe immer noch regelmäßig praktiziert wurde. Bei uns in der Schule ließ man es bei Ohren- oder an den Haaren Ziehen bewenden, falls eine Strafe nach Meinung des Lehrers fällig war.

So human ging es aber für uns älteren zwei Brüder zuhause nicht zu. Vom „Watschenbaum“ meines Großvaters habe ich schon berichtet, aber das war nichts gegen die oft schmerzhaften Sanktionen unseres Vaters, die mit einem Vollgummischlauch oder Ledergürtel vollzogen wurden und die unseres Erachtens nur selten gerechtfertigt waren. Die Mutter konnte dabei nicht zusehen und bat inständig den Vater sein Treiben schleunigst einzustellen. Offensichtlich haben uns die Schläge aber nicht nachhaltig geschadet. Ein großer Fehler wäre es damals gewesen, zuhause zu erzählen, der Lehrer in der Schule hätte einen an den Ohren gezogen oder auch nur gerügt. Ohne auf Erklärungsversuche dafür zu warten, hätte Vater dann die Bestrafung mit seiner weitaus härteren Methode fortgesetzt. Aufgrund eines wachsenden Bewusstseins einer sanfteren Kindererziehung auch bei unserem Vater haben unsere nachgeborenen Brüder in dieser Hinsicht nicht mehr zu leiden gehabt.

Leiden mussten wir aber, trotz unseres doch so gesunden Landlebens, ziemlich oft, nämlich neben den üblichen Kinderkrankheiten wie Keuchhusten und Masern hatten wir oft, manchmal auch eigenartige, jetzt kaum mehr bekannte Beschwerden zu überstehen.

Von Erkältungskrankheiten waren wir dauernd geplagt. Häufig hatten wir bohrende Ohrenschmerzen, die man mit über dem Herd erhitzten Leinensäckchen voll Weizenkleie zu lindern suchte. Hilfreich waren nasskalte Wickel um die Unterschenkel und Füße bei Schnupfen, und bei Hals- und Brustschmerzen wurde heißes Schweineschmalz eingerieben und bei ganz hartnäckigem Husten kam Omas berühmte „Josimitinsalbe“ zur Anwendung, eine grüne Paste, die entsetzlich nach Kampfer roch aber tatsächlich Linderung verschaffte.

Eine besonders hartnäckige und schmerzhaftes Erkrankung ist das Abszess (bairisch: „Oass“), die uns oft heimgesucht hat. An verschiedenen Stellen des Körpers bildet sich unter der Haut ein Hohlraum, der nach und nach mit Eiter gefüllt wird, wobei die Hautpartie immer mehr spannt und schmerzt. Tritt die Schwellung in der Nähe eines Gelenkes auf, kann man dieses auch nicht mehr bewegen. Ich hatte einmal im linken Knie so eine Beule, die das Gehen bei jedem Schritt zu einer Qual machte und das Knie nahezu steif werden ließ. Das Behandeln mit Salben brachte nur eine leichte Linderung.

Erst als das Abszess „reif“ war, d.h. einen größeren gelben Punkt im Mittelpunkt zeigte, konnte man das Abszess mit einer desinfizierter Nadel aufstechen und der Eiter entleerte sich, manchmal mehr als einen Fingerhut voll. Augenblicklich trat Linderung ein und das Knie konnte wieder schmerzfrei abgewinkelt werden. Die dabei entstandene Narbe ist immer noch an meinem Knie zu bewundern. Manchmal brach das Abszess auch selbst auf, und das bei den unpassendsten Gelegenheiten, wovon noch später zu berichten ist.

Auch mein Bruder litt oft zur selben Zeit an diesen Hautbeulen und wir haben uns gefragt, welche Ursachen wohl dahinterstecken könnten. Wir haben später das Auftreten der Abszesse auf unseren überreichlichen Genuss von Apfel- und Birnensäften während der Apfelernte zurückgeführt.

Wir hatten damals in unserem Anwesen eine Obstkelterei betrieben. Diese war uns vom Obstbauverein der umliegenden Ortschaften zur Verwendung überlassen worden, da unser Vater damals Obstbaumwart und

stellvertretender Vorsitzende dieses Vereins war. Viele Bauern und Gütler hatten Obstgärten mit allerlei Obstsorten und brachten hauptsächlich das Fallobst zu uns um daraus Obstsaft zu keltern. Diese wurden dann entweder gleich getrunken, als haltbarer Saft sterilisiert in Flaschen gezogen oder in großen Glasballons abgefüllt und zum Vergären von Apfelwein aufgestellt. Mein Bruder und ich haben den Bauern unsere Anlage erklärt und auch kräftig mit Hand angelegt. Zunächst wurden die Äpfel und Birnen in einer Mühle geschnitzelt, dann in einer großen Presse vom Saft getrennt. Dieser wurde in mitgebrachten Gefäßen, meist Glasballons laufen lassen und der übrig gebliebene Obstkuchen als willkommene Zusatznahrung für die Rinder und Schweine in Jutesäcke abgepackt. Wir beide Brüder mussten natürlich jeden Saft probieren und begutachten. Manche Bauern hatten leider, bevor sie zu uns kamen, ihr Fallobst nicht genau von fauligen Früchten getrennt, sodass das dann vor Ort nachgeholt werden musste. Trotzdem war die Qualität und der Geschmack der Säfte zum Teil sehr unterschiedlich, was freilich oft auch an der verwendeten Obstsorte lag. Reiner Birnensaft war meist der süßeste, aber nur ganz selten zu erhalten. Während dieser ganzen Periode des Kelterns haben wir Kinder fast nur Obstsaft zu uns genommen und sonstige Speisen verschmäht. Durch diese einseitige Ernährung glaubten wir dann später den Grund für unsere Anfälligkeit für Abszesse, die hauptsächlich in dieser Zeit auftraten, gefunden zu haben. Unsere später geborenen Brüder hatten nicht mehr unter dieser Plage zu leiden, hatten aber auch nichts mehr mit der Kelterei zu tun, da diese dann wegen mangelnder Nachfrage still gelegt worden war.

Neben den Grundbedürfnissen eines Menschen auch auf dem Lande, wie Essen, Trinken, Schlafen und Gesundheitsvorsorge gab es eine nicht zu vernachlässigende, für uns Kinder aber nicht so sehr beliebte und nur als notwendiges Übel empfundene Tätigkeit, die Körperpflege. Sie bestand aus täglichem Waschen und wöchentlichem Baden. Da wir tagsüber meist barfuss mit kurzen Lederhosen unterwegs waren, hatte sich Staub und Lehm unvermeidlich an Füßen und Schenkeln festgesetzt und war bald verkrustet. So war es notwendig am Abend, vor dem Schlafengehen, die Füße in einen Eimer meist kalten Wassers zu stecken und den Dreck abzuwaschen. Anstatt die Beine für eine Weile einzuweichen, haben wir oft nur die Füße kurz eingetaucht, diese dann mit einem rauen Handtuch schnell abgetrocknet aber die Schenkel vergessen. Über Tage hinweg hatten sich dann so genannte „Bamhackl“ gebildet, verkrustete, grindige Hautpartien. Als diese den Eltern oder später den Mitschülern in der Schule oder Kirche aufgefallen waren, mussten sie schmerzhaft entfernt werden.

Gebadet wurde nur samstags im Stall in einem großen runden Wasserschaff, weil es dort wegen der vielen Tiere angenehm warm war und in der Küche die Planscherei den Fußboden überschwemmt hätte. Im Sommer wurde eine blecherne Badewanne mit kaltem Wasser frühmorgens in den Garten gestellt, einige Stunden später hatte sich das Wasser soweit erwärmt, dass wir mit Begeisterung meist zu zweit darin herum tollen konnten. Da Bad und Toilette mit Wasserspülung erst Jahre später im Haus installiert wurden, konnte man seine Notdurft nur auf einem Aborthäuschen über dem Misthaufen, zusammen gebaut aus Holzbrettern mit einem „Donnerbalken“, verrichten. Modernes Klosettpapier war bei uns noch nicht bekannt und wäre

auch zu teuer gewesen. Zum Reinigen des Hintern waren handgroße aus Tageszeitungen ausgeschnittene Zettel verwendet worden, wobei sich jedoch die Kirchenzeitung zu diesem Zwecke nicht geeignet hatte, da sie auf glattes Papier gedruckt war und somit den Abrieb nicht aufnehmen konnte.

Im Laufe der nachfolgenden Jahre hat aber unser Vater das Hauswesen nach und nach modernisiert und auch ein großes Badezimmer mit allen notwendigen Einrichtungen an unser bestehendes Haus angebaut.

Mein Vater war nun schon öfter in meiner Erzählung erschienen aber noch nicht vorgestellt worden. Dass ich das erst jetzt nachhole, hat nicht mit mangelndem Respekt zu tun, sondern hauptsächlich damit, dass er in unserer jüngsten Kindheit eben nur sporadisch anwesend war, also wenn er gerade auf Heimaturlaub nach Hause kam.

Mein Vater wurde in Überacker als Maximilian Nebelmayr, jüngster Sohn seiner Eltern geboren und bereits im Kindesalter vom Bruder seiner Mutter adoptiert, da dieser keine eigenen Kinder hatte, und in Lauterbach als Maximilian Reinbold aufgezogen. Mein Opa, von dem schon oft die Rede war, war also nicht mein leiblicher Großvater, sondern ein Großonkel, was aber nie eine Rolle spielte, vor allem auch deshalb, weil meine leiblichen Großväter zum Zeitpunkt meiner Geburt bereits gestorben waren. Immerhin hatte ich somit auch drei Großmütter, die ich alle noch erleben durfte. Meine bereits oft vorgestellte Oma war somit also auch nicht eine leibliche Großmutter, was ihre Bedeutung für uns Kinder aber keineswegs geschmälert hatte, wir sind schließlich mit ihr aufgewachsen.

Über seine Kindheit und Jugend hatte unser Vater nie gesprochen, wir haben darüber nur indirekt erfahren. Von seiner Bastelleidenschaft habe ich bereits berichtet, auch, dass er Obstbaumwart war. Diese Fähigkeit hatte er sich in Weihenstephan bei Freising angeeignet. Daraufhin war er oft im Spätherbst und Frühling in den Dörfern um Lauterbach unterwegs gewesen um Obstbäume zu schneiden oder zu veredeln. Er kannte eine Unzahl von Obstsorten und versuchte, die für unsere Gegend geeigneten, auch bekannt zu machen. Dazu wurden dann auf die vorhandenen Stamm-bildner, also die alten Bäume, neue Reiser aufgepfropft. Ich kann mich noch gut als Bub von acht Jahren daran erinnern, auch hatte er einmal meine Schulklasse eingeladen, um den Kindern die Bedeutung des Obstes für unsere Nahrung zu demonstrieren und den Anbau zu erklären, damit die Bauernbuben später als Hofinhaber sich danach richten könnten.

Genug Geld konnte mit dieser Arbeit und auch mit unserer kleinen Landwirtschaft nicht verdient werden um die später dann auf neun Personen angewachsene Familie, Großeltern, Eltern und fünf Kinder, ernähren zu können. Viele kleine Gütler und Häusler mussten sich auch damals schon um andere Verdienstmöglichkeiten umsehen um überleben zu können. Die Landwirtschaft wurde oft vollständig aufgegeben oder nur als Neben-erwerb weitergeführt. Viele Väter hatten in Fabriken im nahen Dachau eine Tätigkeit gefunden oder als ungelernete Kräfte bei Bauunternehmungen

gearbeitet, da alsbald nach Ende des Krieges eine lebhafte Bautätigkeit einsetzte.

Mein Vater wollte aber unbedingt selbstständig bleiben. Er musste sich tage- und nächtelang überlegt haben, was wohl zu tun wäre, bis er endlich eine Idee fand, die, so riskant sie auch war, Erfolg versprach.

So hat er angefangen, mit landwirtschaftlichen Produkten zu handeln.

Mit Mühlen, wie der Scheierlmühle und Lagerhäusern, wie der BAYWA, beide in Dachau hatte er Lieferverträge abgeschlossen und Futtermittel, Restprodukte bei der Mehlerzeugung, bzw. Kunstdünger eingekauft, um sie den landwirtschaftlichen Anwesen im Umland anzubieten. Umgekehrt kaufte er bei den Bauern Getreide, das er dann seinen Lieferanten abgab. Als Fahrzeug hatte er sich einen Unimog angeschafft, ein wendiges und kräftiges Fahrzeug, das jahrelang gute Dienste leistete.

Nach und nach erweiterte sich das Sortiment, unter anderem kam eine Kohle- und eine Baustoffhandlung dazu, bauliche Ergänzungen und auch neue Gebäudeteile mit modernen technischen Einrichtungen wurden geschaffen. Der Betrieb vergrößerte sich laufend und die Kundschaft in der näheren und weiteren Umgebung wuchs ständig, sodass er auch seine Lieferanten im Großhandel suchen konnte und damit ein breiteres finanzielles Fundament errichten konnte.

Am Anfang der Unternehmung waren nur wir Familienangehörige mit allen anfallenden Arbeiten betraut, jeder nach seinen Fähigkeiten und Neigungen.

Bald, nachdem ich bereits die Oberrealschule in Dachau besuchte, in den Jahren ab 1954 bis kurz vor dem Abitur 1961, hatte ich die amerikanische, doppelte Buchführung betreut.

Unser zweiter Bruder hat sich voll dem Lagerhausbetrieb gewidmet und führt ihn als Seniorchef auch heute noch, nachdem sein Sohn die Leitung übernommen hat. Mittlerweile hat sich der Betrieb stark erweitert und die technische Ausstattung einschließlich elektronischer Datenverarbeitung wurde modernisiert. Deshalb benötigt er zum reibungslosen Ablauf auch viele Angestellte, von denen bezeichnender Weise eine Reihe aus der näheren Verwandtschaft stammt.

Unser Vater hatte also sein Haus bestens bestellt und konnte noch lange seinen wohlverdienten Ruhestand genießen, wenn auch seine liebe Frau, unsere Mutter, schon Jahre vor ihm gestorben war.